2. Kämpfe.

Dachsbergs schwere Anklagen beunruhigten und kränkten einen Mann, von dem die Wormser Jahrbücher sagen, daß er „von ehrenfestem Charakter und christlicher Denkweise" sei. Wäre er nicht ehrenfesten, sondern leichtfertigen Charakters gewesen, so hätte ihn der Umstand kalt gelassen, einer nicht löblichen religiösen Gemeinschaft anzugehören. Hätte ihm die christliche Denkweise gemangelt, dann hätten ihn die Beschimpfungen der Kirche nicht gekränkt und empört. Niemals hatte er an der Heiligkeit und besorgten Mutterliebe der Kirche gezweifelt. Nun hatten Luppolds scheinbar berechtigten Vorwürfe, die er nicht widerlegen konnte, seinen Glauben an die reine Hoheit und seelsorgliche Liebe der Kirche tief erschüttert. Über das Verbrennen häretischer Menschen hatte er bisher ebensowenig nachgedacht, wie über den Feuertod der Hochverräter und anderer Verbrecher. Die Todesstrafe erfolgte nach Recht und Herkommen, und war nicht anstößig. Jetzt aber nahm er gewaltigen Anstoß an vermeinter Beihilfe der Kirche beim Ketzerverbrennen. Je länger er darüber nachdachte, desto fester stellte er sich auf den Standpunkt des Ritters Luppold von Dachsberg.

Wenn ein Mensch, im religiösen Glauben erzogen, im reifen Alter festhält an diesem Glauben, nach ihm lebt und handelt — dann geht es wie ein Riß und Bruch durch das ganze Wesen dieses Menschen, sobald Tatsachen die Glaubensautorität zu vernichten scheinen. Es droht Abfall und Verneinung alles dessen, was er von Kind auf für wahr und heilig gehalten. Und der Sturz eines solchen Menschen zur Tiefe wird umso gefährlicher und abgründiger, je höher er früher gestanden.

Am folgenden Tage waren die Gäste davongeritten. So konnte Herr Heinrich ungestört weiter sinnen, grübeln und auch sich ängstigen. Er war kein Feigling, der sich beim Anstürmen des Feindes ergibt. Er wehrte sich tapfer gegen geistige Gewalten, die ihm sein bisher Höchstes zu entreißen trachteten. Weil ihm jedoch in diesem Kampfe die geeigneten Waffen fehlten, nämlich eine gründliche wissenschaftliche Bildung, so wurde immer schwächer sein Widerstand, es drohte verhängnisvolle Niederlage.

Das heiße Ringen, sowie der Gram über den drohenden Verlust alles dessen, was ihm ehedem ehrwürdig und heilig gewesen, verkündeten bald sein Aussehen und Benehmen. Er wurde immer ernster und schweigsamer, und schließlich trug er das Gepräge eines unglücklichen Menschen.

Gegenwärtig sitzt der Graf auf der Fensterbank eines hochgelegenen Gemaches. Er blickt nicht durch das geöffnete Fenster, durch welches die erquickende

Höhenluft der ersten Frühlingstage einströmt. Er weidet nicht sein Auge an der landschaftlichen Schönheit ringsum, auch nicht an der entzückenden Fernsicht. Vielmehr ist er bemüht, Helfer und Streitgenossen im heißen Geisteskampfe zu suchen. Das Buch, in dem er liest, trägt die Aufschrift: „Des Peraldus Unterweisung für die Fürsten." Dieser Peraldus ist ein Dominikaner und gelehrter Magister an der Universität in Paris, sowie ein Freund des Dominikaners Goswin, dermalen Burgkaplan und Pfarrer in Sayn. Das Buch besteht aus Pergamentblättern in Quartformat. Die Blätter sind von kundiger Mönchshand gar hübsch beschrieben, und fast alle geziert durch feine und geschmackvolle Federzeichnungen. Das Buch hat er vom Tische im Zimmer seiner Nichte genommen, und die Lesung in der Hoffnung begonnen, Unterweisung und Hilfe in seiner Seelennot zu finden, wie der Ertrinkende bekanntlich nach einem Strohhalm greift, um sich über Wasser zu halten. Er kann jedoch für seine traurige Lage nichts Wirksames entdecken. Dennoch liest er nicht ohne Interesse folgende Unterweisung für die fürstliche Weiblichkeit.

„Über körperliche und geistige Schönheit," lautet die Überschrift des Kapitels. „Die Töchter müssen ermahnt werden, daß sie die Tugendhaftigkeit mehr lieben als die Schönheit; daß sie geistigen Schmuck vorziehen dem körperlichen; daß sie Gott, nicht der Welt, zu gefallen suchen. Sie müssen Abscheu haben vor Dingen, mit denen Buhlerinnen sich zieren, das ist z. B. die Haare

zu färben, das Gesicht zu schminken, die Kleider auszustopfen, und dergleichen."

„Insbesondere sind es vier Gründe, die ihre Lust an körperlicher Schönheit mäßigen sollen. Die Schönheit ist nämlich erstens eine eitle Sache; sie ist zweitens sehr oft die Ursache geistiger Häßlichkeit; drittens ist sie in mannigfacher Hinsicht schädlich, und viertens ist sie etwas, worauf ein Fluch ruht."

„Sie ist erstens eine eitle Sache, gemäß dem Worte der Schrift: ‚Betrüglich ist die Anmut und eitel die Schönheit.'*) Sie ist eitel, weil sie schnell dahingeht und verschwindet; daher sie in der Schrift auch mit der Blume verglichen wird: ‚Alles Fleisch ist wie Heu, und all seine Herrlichkeit wie die Blume des Feldes; das Heu verdorrt und die Blume fällt ab.'**) Obgleich die Blume des Feldes von großer Schönheit ist, so wird ihre Schönheit doch wenig beachtet, weil sie schnell vergeht."

„Gar oft ist zweitens die körperliche Schönheit eine Veranlassung zu geistiger Häßlichkeit. Nicht selten ist es der Fall, daß gerade die Schönsten von Körper sehr häßlich von Geist sind; daß diejenigen, die vor allem Unreinen einen besonderen Abscheu haben sollten, sich am meisten mit Unreinem beflecken. Und so macht die geistige Unreinigkeit ihre körperliche Wohlgestalt verabscheuungswürdig, nach den Worten des Ezechiel: ‚Du hast abscheulich gemacht deine schöne Gestalt.'***)

*) Spr. 31, 30. — **) Is 40, 6.—7. — ***) Ez 16, 25.

„Die körperliche Schönheit ist drittens sehr gefährlich und nachteilig. Denn die Schönheit ist wie ein brennendes Feuer, ist verwundend, ist wie die Schönheit eines blitzenden Schwertes. Daher sagt Hieronymus: ‚Ein feueriges Schwert ist die Schönheit des Weibes.' Körperliche Schönheit eifert gegen die Tugendhaftigkeit, und nicht leicht gesellen sich beide zusammen. Daher sagt der Dichter: ‚Schöne Gestalt ist immer in Fehde mit züchtiger Scham.'"

„Man soll körperliche Schönheit eher fürchten als wünschen, da sie leicht etwas Besseres wegnimmt, als sie selber ist. In großer Gefahr ist die Schönheit des Weibes, die sich nicht verbirgt; denn sie ist wie ein Schatz, den man auf der Gasse mit sich herumträgt. Gregorius sagt: ‚Beraubt zu werden verlangt, wer seinen Schatz offen trägt auf der Straße.' Wie töricht sind also jene, die auf Gefahr ihrer Tugendhaftigkeit nach Schönheit verlangen! Sie sind wie Kinder, die wurmstichige Birnen oder Äpfel vor den gesunden auswählen, weil sie äußerlich schöner sind. Ganz besonders töricht sind solche, die von Natur gar nicht schön sind, doch aber mit aller Mühe sich schön zu machen suchen, was sie doch gar nicht erreichen, während sie sich um das, was sie erreichen können und was zugleich das bessere ist, nämlich gut und tugendhaft zu werden, gar keine Mühe geben wollen. Ein Weib, das sich bemüht, schön zu sein, sich aber nicht bemüht, gut zu sein, scheint mehr für andere als für sich selbst zu sorgen; denn wenn sie schön ist, so ist sie es für diejenigen, deren Augen sich an ihrer Schönheit weiden.

Ist sie aber gut und tugendhaft, so ist sie es für sich selbst, nach dem Worte der Schrift: ‚Wenn du weise bist, so wirst du es für dich selbst sein.'*) Weise ist, wer den Weg zum Himmelreich geht, — töricht, wer mit Wissen und Willen zur höllischen Strafe wandert. Das ist der eigentliche Unterschied zwischen dem Weisen und dem Toren, nach dem Worte der Schrift: ‚Was für einen Vorzug hat der Weise vor dem Toren, als daß er dahin wandelt, wo das Leben ist.'"**)

„Die Schönheit des Körpers ist endlich viertens ein Gegenstand des Fluches, nach dem Worte des Job: ‚Ich sah einen Toren und alsbald fluchte ich seiner Schönheit.'***) Von einem Toren ist also die Rede. Der Weise, der sieht, daß zur Schönheit des Toren sich Sünde gesellt und der Sünde Strafe folgt, flucht der Schönheit desselben, weil er sieht, daß er sie besitzt zu seinem Verderben. Der Tor aber, welcher dies nicht erkennt, preist und rühmt dieselbe. Zu ihrem Verderben sind schön gewesen, die wegen ihrer Schönheit verdammt werden."[11])

Sayn hatte aufmerksam eine Belehrung gelesen, welche dem Geiste jener Zeit entsprach.

„Hm — alles richtig und wahr!" murmelte er. „Was kann mir's aber helfen?" rief er im Tone vieler Bitterkeit. „Hätte Goswins gelehrter Magister doch eine Unterweisung für den Fürsten geschrieben, der von Zweifelsqualen gepeinigt wird, — für einen, dem Schiffbruch droht am Glauben!"

*) Spr 9, 12. — **) Prd 6, 8. — ***) Job 5, 3.

Da unterbrach ihn eine liebliche, hellklingende Stimme, die sprach: „Des gelehrten Peraldus Freund, der nicht minder gelehrte Goswin, könnte in gemeinter Sache den Fürsten Heinrich gar wohl unterrichten."

Er wandte das Gesicht nach der Sprechenden. Sie stand unter dem offenen Eingang des Nebenzimmers. Sie war von ungewöhnlicher Schönheit. Obwohl bereits vorgerückt in jugendlichem Alter, bot sie desto reifer eine fesselnde Erscheinung von jungfräulicher Würde und Reinheit. Sie trug ein lichtes, bis zu den Füßen hinabreichendes Gewand, im Schnitt der männlichen Tunika gleich. Nur die Goldverbrämungen an der Halsöffnung, an den Handgelenken und Säumen waren reicher als an den Männertuniken üblich. Ihr goldig schimmerndes Haar wallte in seiner vollen Schönheit frei herab über Nacken und Schultern, um die Stirne von silbernem, mit glühenden Rubinen geziertem Reife umspannt. Ihre Gesichtsfarbe war blendend weiß, blühend wie eine weiße Rose. Den einzigen Farbenwechsel in dem edelgeformten Antlitz bildete das Rot der lebensfrischen Lippen. Im Blick ihrer leuchtenden Augen offenbarte sich mehr gereifter Ernst als weibliche Weichheit. Den Mund umspielte sogar ein Zug von Strenge — das Merkmal vorwiegender Energie.

„Du bist eine arge Lauscherin, vielwerte Gundelinde," sprach er mit mattem Lächeln. „Du schleichst durch die Räume, wie eine Katze bei der Mäusejagd."

„Allerdings mache ich Jagd, aber nicht auf Mäuse, sondern auf Grillen, die nicht mich, sondern meinen guten Oheim belästigen," erwiderte sie und ließ sich ihm gegenüber auf der zweiten Fensterbank nieder. „Gelänge es mir doch, die letzte Eurer Grillen zu fangen und zu töten."

„Scherze nicht! Mein Zustand ist kläglich, sogar nicht unbedenklich. Du kennst meine Art — in allen Dingen klar und wahr! Wie kann ich einer Kirche angehören, die zu Grausamkeiten hilfreiche Hand leistet?"

„Zum ersten Male höre ich meinen stets gerechten Oheim an einer Schuldlosen schweres Unrecht begehen. Nein, unsere heilige Kirche ist keine Mutter, die ihre eigenen Kinder mordet!" sprach sie im Tone ernsten Tadels.

„Ritter Dachsberg sagte keine Meinreden — Tatsachen hat er angeführt und hieraus berechtigte Schlüsse gezogen."

„Schlüsse, die falsch waren, weil sie beruhten auf erdichteten Tatsachen," verbesserte sie. „Wie mögt Ihr Gewicht legen auf das Gerede eines unwissenden und rohen Menschen? Herr Heinrich, wahrt Einsicht und Würde!"

„Nichts vergab ich mir," sprach er in kräftiger Abwehr. „Auch die Stimme der Unwissenheit und Rohheit gilt, sobald sie der Wahrheit dient. Dieser Konrad von Marburg, der alle Lande durchstreift, dessen An-

kunft brennende Scheiterhaufen verkünden, ist des Papstes Legat und handelt nach des Papstes Machtgebot. Niemals las ich in der Bibel, der göttliche Christ habe seinen Sendboten die Weisung zum Verbrennen der Irrgläubigen gegeben."

Sie blickte vor sich hin und sann.

„Allerdings ein schwieriger Punkt," gestand sie. „Wir beide vermögen es nicht, den festgeschürzten Knoten zu lösen. Fraget unseren Burgkaplan. Seine Gelehrsamkeit wird uns das Rätsel lösen."

„Nein, ich werde ihn nicht fragen."

„Warum nicht?"

„Weil ich vor einem Menschen in meinen Diensten mir kein Armutszeugnis ausstellen will," antwortete stolz der Fürst.

„Ritterlich gedacht!" rühmte sie. „Der edle Degen darf sich nichts vergeben. Und welche Eigenschaft ist die Grundtugend aller Ritterlichkeit? Sagt es mir doch, Herr Heinrich!"

Er blickte sie scharf an und wurde etwas verlegen.

„Du bist eine schlangenwindige Maid, vor der man sich wohl hüten mag."

Sie lächelte, und ihr rosenweißes Antlitz leuchtete noch heller.

„Sehet genau zu, bester Oheim, ob meine Schlangennatur Ähnlichkeit hat mit jener, die Adam zum Bösen führte. Ihr werdet das Gegenteil finden; denn

ich will Euch ja nicht zum Bösen, wohl aber zum Guten anleiten. Ich habe Euch durch meine Frage erinnern wollen, daß die Grundtugend aller Ritterlichkeit die Demut ist, der Nährboden, aus dem jeder Held seine Kraft zieht. Wenn Ihr Euch scheut, durch das Befragen des gelehrten Mönchs ein Armutszeugnis Euch auszustellen, so entsprang diese Scheu nicht der Demut, sondern dem Stolze, also einer Eigenschaft, welche den echten Ritter beschimpft."

„Erlaubtes Selbstgefühl ist kein Stolz," entgegnete er ablehend.

„O ja, der Stolz unternimmt es nicht selten, in das Gewand löblicher Eigenschaft sich zu kleiden," sagte sie bedauernd.

Er schwieg und blickte in starrsinnigem Trotze vor sich hin.

Auch sie schwieg, und ihr Auge schweifte durch das Fenster in die Ferne — so schien es. In Wirklichkeit unterließ sie keinen Augenblick, ihn zu beobachten. Dann glitt über ihre feinen Züge ein flüchtiges, schalkhaftes, fast hinterlistiges Lächeln.

„Die Sache ist auch für mich selbst von größter Bedeutung," fing sie wieder an. „Schon die Wahrnehmung hat mich äußerst erschreckt und betrübt, meinen guten Oheim zweifelnd zu finden an der Heiligkeit unserer gemeinsamen Mutter. Und jetzt, durch Eure Reden selbst vom Zweifel angesteckt, bin ich ohnmächtig, den-

selben zu widerlegen. Jetzt begreife ich, warum Ihr die Tage her so düster und traurig geworden und aller Freuden ledig. Sogar das tägliche Ausreiten in meiner Begleitung habt Ihr unterlassen, und auch das Jagen auf Schwarz- und Edelwild. Wie matt und siech seid Ihr umhergegangen! Kein Wunder, — ich kann es jetzt fassen, wie unglücklich ein Mensch sich fühlen muß, wenn er das Heiligste und Tröstlichste verlieren soll, den Glauben an die Stiftung des göttlichen Christ. Auch mich bedroht dieses schreckliche Geschick. Als Ihr zuerst, vor etwa zehn Tagen, mir die Tischreden erzähltet, legte ich kein besonderes Gewicht darauf. Dann bemerkte ich Eure Traurigkeit, Eure Geistesplage und Schwermut und erriet deren Ursache. Und jetzt begreife ich, daß die Zweifel und Anstöße meines verständigen Oheims nicht grundlos sein können. So stehe ich nun vor dem offenen Abgrund des Unglaubens, in den ich hinabzustürzen drohe — hinab von den lichten Höhen religiöser Überzeugung in die Tiefe der Verzweiflung."

Er hatte sie mit steigender Überraschung, zuletzt mit Bestürzung angehört.

„Gundelinde, mein armes Kind — wohin verirrst du dich?"

„Ich folge meinem Oheim — darf ich es nicht?"

„Nein, durchaus nicht! Beharre auf beglückender Höhe der Glaubenseinfalt. Bleibe in den schützenden Armen deiner heiligen Mutter, welche dich im Frauenstift zu Bingen erziehen und heranbilden ließ zur schön-

sten Blume in Gottes Garten. Mich aber lasse meine Wege gehen."

In trauriger Verneinung bewegte sie das Haupt.

„Das ist unmöglich. Wie kann ich Euch im Unglück wissen und dennoch glücklich sein?"

Er betrachtete sie ängstlich und seine Bestürzung steigerte sich bis zur Verwirrung. Die starken Recken und kühnen Helden in der Schlacht jener Zeit besaßen nicht selten ein weiches Gemüt und empfindsames Zartgefühl, wahrscheinlich die Folgen religiöser Zucht auf deutsches Wesen.

„Das Kind meiner Schwester in solcher Not und Gefahr durch mich!" rief er schmerzlich aus. „O du heiliger Gott, versage uns deine Hilfe nicht!"

„Höret doch jenen, den Gott durch seine Kirche zur Belehrung uns gesandt," bat sie. „Alle Euch bedrückende Zweifel und Anstöße bürdet mir auf. Ich werde bei der Belehrung stets gegenwärtig sein; denn nur mir gilt sie, nicht Euch. So wähnt der Mönch, nicht Euch, sondern nur mich zu unterweisen."

Der Vorschlag war ihm eine Entlastung von schwerer Besorgnis, sowie ein Schutz gegen vermeinte unerträgliche Verdemütigung.

„Klug gedacht und geraten! Du bist eine weise Frau," rühmte er.

„Wann beginnen wir, Herr Heinrich?"

„Sogleich! Ich werde ohne Weile nach Goswin schicken."

„Ihr wißt doch, jeden Morgen erteilt er in der Dorfschule den Kindern Unterricht, ist also jetzt nicht in der Burg."

„Dann heute nachmittag," bestimmte er.

Sie erhob sich.

„Innigen Dank, mein guter Oheim!" sagte sie beim Abschied und küßte ihn, damals unter Verwandten eine übliche Umgangsform.[12])

Als Gundelinde nach ihrer hochgelegenen Kemenate, wie die Frauengemächer hießen, emporstieg, erschien wieder das schalkhafte, dazu jetzt glückliche Lächeln auf ihrem Angesicht.

„Manchmal ist es doch nützlich," flüsterte sie, „sich dumm zu stellen."

Der Graf aber machte sich bittere Vorwürfe, dem Kinde seiner Schwester vor einigen Tagen ausführlich die Tischreden erzählt zu haben. Auch seine Zweifel, ob wohl eine Scheiterhaufen bauende Kirche die Stiftung des göttlichen Christ sein könne, hatte er nicht verschwiegen. Damals hatte sie ihn aufmerksam angehört. Ihre Augen waren weit geöffnet und starrten ihn an. Dann erhob sie sich und verließ das Zimmer, ohne ein Wort gesprochen zu haben. Jetzt erkannte er, daß seine Reden auch in ihre Seele das Gift des Glaubenszweifels geträufelt. Darum, meinte er, habe sie vor Schrecken und Geisteserschütterung kein Wort zu sprechen vermocht, und sei stumm von ihm gegangen.

Nun zürnte er so heftig seiner Unvorsichtigkeit, daß sein Fuß den Boden stampfte, seine Augen Feuer

spien, und seine Hände die wallenden Locken seines Hauptes zerwühlten.

„Ich Tor, welches Unheil habe ich angerichtet!“ rief er beschämt und gekränkt. „Warum zog ich das unschuldige, im Seelenfrieden des Glaubens atmende Mädchen hinab zur Finsternis, darin ich ohne Licht und Halt herumirrte! Gott sei mir gnädig und hilfreich!“

Er konnte die Rückkehr des Mönches nicht erwarten, verließ die Burg, stieg von der Höhe zu Tal und eilte dem Mönche entgegen. Beim Zusammentreffen mit Goswin begann er sofort den Vortrag seines Anliegens. Hiebei war von seinem eigenen Zustande, den er als jenen seiner Nichte schilderte, keine Rede.

„Jetzt sagt mir offen, Herr Goswin,“ schloß er, „wird es Eurer Unterweisung gelingen, das arme Kind aus solchen schauerlichen Versuchungen und Gefahren zu retten?“

„Soweit ich die gnädige Gräfin kenne, wird die Lösung der gestellten Aufgabe gelingen. Sie ist ja eine frommsinnige Christin. Ich bestreite, daß der allwissende und barmherzige Gott eine solche Seele könnte verloren gehen lassen. Nein, das ist unmöglich!“

Die Zuversicht des Mönches bereitete dem Oheim große Freude. Er nickte beifällig, als Goswin beifügte: „Bei der hohen Geistesbildung der erlauchten Fürstin bedarf es allerdings gründlicher Behandlung der vorliegenden Materie. Ich werde also auf der Streitbahn in starker Waffenrüstung des Wissens erscheinen.“